Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Russlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 56; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochblatt „ULK“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Handwirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 12. **Berlin, Donnerstag, den 8. Januar 1885.** **XIV. Jahrgang.**

Münchhausen von Heidelberg.

Der Urahn alles Jägerlateins, der unsterbliche Freiherr von Münchhausen, will bekanntlich, neben viel andern merkwürdigen Thaten, auch einmal das Kunststück fertig gebracht haben, sich selbst an seinem eigenen Zopfe aus einem Sumpfe herauszuziehen. Der Ruhm dieser wundersamen Leistung hat einen der modernen Heidelberger, dessen Namen wir leider den Lesern nicht verrathen können, da er bescheiden und auch klug genug ist, ihn selbst in tiefstes Geheimniß zu hüllen, nicht schlafen lassen. Er hat darüber nachgesonnen, diejenigen seiner Gesinnungsgenossen, die bei der Vertheidigung des famosen „Rechtes auf Arbeit“ in den Sumpf gerathen sind, ein ähnliches Rettungswerk vollbringen zu lassen und giebt ihnen die Anleitung dazu in einer kleinen Broschüre großen Formats, welche den vielversprechenden Titel führt: „Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung“ und zum Preise von einer Mark aus der Verlagsbuchhandlung von Gustav Wolf in Leipzig zu beziehen ist.

Der Begriff des Rechtes auf Arbeit in abstrakter Form ist — das kann sich Jeder von vornherein sagen — eine Spiegelfechterei, und das vermeintliche Recht selbst ein Knochen ohne Fleisch. Aber Diejenigen, welche diese Redensart zum Agitationsmittel aufbauschen, wollen auch diesen Knochen gar nicht, sie wollen das Fleisch, nämlich den Lohn für die Arbeit. Wäre es möglich, ihnen ein Kapital zu schenken, von dessen Zinsen sie leben könnten, so würden sie gar nicht nach Arbeit verlangen, sondern ganz zufriedengestellt sein. Sie fordern die Arbeit nur, um das Geld dafür zu erhalten, und pochen auf das vermeintliche Recht auch nur zu Zeiten, wo es an Arbeitsgelegenheit fehlt. Wenn die Geschäftsthätigkeit in gutem Flusse ist und Jeder Arbeit findet, der welche sucht, so spricht kein Mensch von dem Recht auf Arbeit. Die Schwierigkeit beginnt erst, wenn die Unternehmer nicht mehr arbeiten lassen, sei es, weil der Markt überfüllt ist, sei es, weil die Konsumenten kein Geld haben, um die fertigen Waaren kaufen zu können. Läßt sich aber die fertige Arbeit nicht mehr verwerthen, so ist auch die Arbeitskraft selbst unverwerthbar geworden.

Aus diesem Hexenring giebt es kein Entrinnen für die vernunftgemäße Schlußfolgerung. Das scheint auch der Verfasser des vorgenannten Schriftchens einzusehen, aber er verzweifelt darum doch noch nicht. Es ist allerdings richtig, meint er, daß der Produzent seine Waaren nicht absetzen kann, wenn die Konsumenten kein Geld haben, um sie ihnen abzukaufen. Gelänge es aber, die Konsumenten kaufkräftig zu machen, ihnen das Geld zu geben, das ihnen fehlt, so würden sie kaufen, der Produzent setzte seine Waaren ab, er könnte wiederum Arbeit gewähren, und somit fände das „Recht auf Arbeit“ volle Befriedigung.

Der richtige Münchhausen! Denn wer sieht nicht, daß hier nur die Zwischenstelle des Geldempfangs verändert ist? Statt den Arbeitern direkt, soll es den Konsumenten gegeben werden, damit diese den Absatz wieder in Fluß bringen, den Produzenten in Thätigkeit erhalten und so hintenherum dem Arbeiter Arbeit verschaffen. So bleibt's doch aber immer das Geld, um das sich Alles dreht, und woher soll dieses Geld kommen? Auch diese Schwierigkeit schreckt unsern erfindungsreichen Heidelberger noch nicht ab, ja sie spornt ihn zu neuem Kopfzerbrechen an, und endlich ist das Rettungsmittel gefunden, es ist der eigene Zopf.

Geld, sagt er, fehlt freilich in dem einen wie im anderen Falle. Aber wie wäre es, wenn man die Arbeitskraft selbst anstatt des Geldes in das Getriebe von Produktion und Absatz einschaltete? Da die Arbeit den Werth der Gegenstände, auf die sie verwandt wird, erhöht, somit selbst einen Werth hat, so muß sich dieser Werth, wenn er auch zeitweilig in Geld nicht umzusetzen ist, doch in dem Produkt der Arbeit ausdrücken. Man wird den Arbeiter also mit dem Produkt seiner eigenen Arbeit auch bezahlen können, wenn er nur Gelegenheit findet, dieses Produkt für sich selber zu verwerthen. Eine solche Gelegenheit aber wird er finden, wenn die Produktion sich auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse beschränkt, auf Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. und grundsätzlich nicht über das wirklich vorhandene Bedürfniß ausgedehnt wird, auch die gewonnenen Produkte ausschließlich an die bei ihrer Herstellung beschäftigten Arbeiter abgegeben werden.

Zur rechten Zeit aber fällt unserm Projektenmacher hier noch ein, daß zur Produktion noch etwas mehr gehört, als die bloße Arbeitskraft. Zum Brote ist Mehl erforderlich, zum Mehl Getreide, und mit Karl VII. in Schillers „Jungfrau“ steht er vor der Frage: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?“ Leider nicht, und so ist es denn wieder der leidige Geldpunkt, der Alles in Frage zu stellen droht. Denn wie das Brot, so setzen auch Wäsche, Kleider, Stiefel und alle übrigen nothwendigsten Lebensbedürfnisse die mannigfaltigsten, theilweise sogar recht kostspieligen Apparate, Einrichtungen, Auslagen für Rohstoffe, Handwerkszeug, Betrieb u. s. w. voraus, und alle diese Dinge kosten Geld, ungeheuer viel Geld, wenn die Produktion derartig sein soll, daß Millionen Menschen dabei beschäftigt und ihre Bedürfnisse durch die fertigen Produkte befriedigt werden können. Woher dieses Geld? Das eben ist der gordische Knoten. Aber kühn wie Alexander zieht unser Münchhausen vom Leder und haut den Knoten durch mit dem einen Worte: Staatswerkstätten.

Das wäre denn also des Pudels Kern! Aber wenn der Mann weiter nichts zu rathen wußte, warum sagte er nicht gleich: In Zeiten der Noth nimmt der Staat den Steuerzahlern so viel Geld ab, wie nöthig ist, um die feiernden Arbeiter auskömmlich zu unterhalten —? Warum der unnütze Aufwand schwindsüchtiger Logik, wenn nur bewiesen werden sollte, daß der Staat es ist, der unter allen Umständen das Geld für die hungernden Arbeiter schaffen muß? Und muß er das wirklich, so wäre es sogar sehr thöricht, ja die reine Verschwendung, erst noch überall Staatswerkstätten zu bauen, statt das den Steuerzahlern abgenommene Geld den Arbeitern direkt zu schenken und ihnen zu überlassen, wo und wie sie dafür ihre Bedürfnisse befriedigen wollen. Auch würde der Vorschlag unseres Münchhausen praktisch ganz unausführbar sein, weil beispielsweise ein Eisengießer, Kohlengrubenarbeiter, Maschinenbauer und hundert ähnliche Gewerbsleute gar nichts herzustellen vermöchten, was sich seitens der Arbeiter selbst im Tausch gegen nothwendige Lebensbedürfnisse verwerthen ließe.

Kurz und gut, das „Recht auf Arbeit“ erweist sich auch nach diesem Versuche, seine Ausführbarkeit darzuthun, als ein Hirngespinnst, wenn man es nicht einfach dergestalt verwirklichen will, daß man die Besitzenden zur Unterhaltung der Nichtbesitzenden kurzer Hand für verpflichtet erklärt. Will man das aber, so giebt es vielleicht noch ganz andere Mittel und Wege, als den Bau und die Inbetriebsetzung von Staatswerkstätten. Nur müßte der Staat vorab seine Finanzwirthschaft umgestalten. Bis jetzt ist dieselbe doppelter Natur. Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, daß der Staat den Bürgern nicht mehr Geld abzapfen soll, als er für den Zeitraum eines Jahres voraussichtlich brauchen wird. Auf diese Weise lebt der Staat so zu sagen aus der Hand in den Mund. Nur die Militärverwaltung macht hiervon eine Ausnahme. Sie hat 120 Millionen Mark in den Juliusthurm festgelegt, unbekümmert darum, daß ihr so die Zinsen verloren gehen. Allerdings hätte diese Summe, zu vier Prozent berechnet, seit den 12 Jahren, da sie aus dem Verkehr gezogen wurde, bereits 60 Millionen Zinsen bringen können, — mehr als das ganze Defizit des Reiches und Preußens jetzt zusammen beträgt. Aber die Militärverwaltung hat lieber auf die Zinsen verzichtet, „nur um die Sicherheit zu haben, daß das Kapital jeden Augenblick zu ihrer Verfügung steht“.

Ob das wirthschaftlich oder unwirthschaftlich ist, kommt hier nicht in Frage; jedenfalls ist es ein absolut zuverlässiges Mittel, um Geld zu haben, wenn es gebraucht wird. Soll das Recht auf Arbeit nicht nur theoretisch anerkannt, sondern auch praktisch durchgeführt werden, so muß man das Beispiel der Militärverwaltung nachahmen; der Staat muß in guten Jahren Ueberschüsse sammeln, um in Nothjahren haushalten zu können. Es sind zum Beispiel

Lachläubchen.

Eine farmatische Geschichte.

Von

M. Reymond.

[Schluß.]

„Die außergewöhnlichen Umstände“ — fuhr Ludmilla, zu Koninski gewendet, fort — „unter welchen ich hierher kam, werden es Ihnen erklärlich erscheinen lassen, daß meine materiellen Verhältnisse keine geordneten sind.“

„Ah — ich verstehe!“

„Lonsky hatte bisher als Freund und Landsmann an mir gehandelt und mich mit den nöthigen Mitteln versehen.“

„Oh — nun begreife ich Alles!“

„Ich hoffte ihn hier wieder zu finden und muß gestehen, daß mich seine unvermuthete Abreise in die peinlichste Verlegenheit setzt.“

„Der Wirth hat Recht gehabt!“ dachte Koninski frohlockend.

„Die Reise hat meine kleine Baarschaft verzehrt — ich bin ohne Mittel.“

Koninski rückte seinen Stuhl ganz nahe an Ludmilla heran und ergriff mit lebhafter Wärme ihre Hand.

„Sagen Sie kein Wort mehr, schönste Milka!“ rief er aus. „Bin ich nicht ebenso gut Ihr Landsmann, wie dieser Lonsky, der Sie verrathen hat? Oh, ich bin ein treuer, ein großmüthiger, ein nobler Freund, und wenn Sie mir nur ein ganz klein wenig Ihre Gunst schenken wollten, reizende Milka —“

„Sie sind sehr, sehr gütig, mein lieber Herr Koninski. Ich möchte indeß Ihre Großmuth nur in sehr bescheidenem Maße in Anspruch nehmen. Wollten Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir eine Summe vorzustrecken, welche ungefähr dem Werthe dieses Pfandes entsprechen würde?“

Bei diesen Worten löste Ludmilla das Medaillon von ihrem Halse und hielt es dem Polen hin, welcher lebhaft darnach griff.

„Ah — dieses merkwürdige Medaillon!“ rief er aus. „Es ist in der That sehr schön, aber was den Werth betrifft —“

„Seien Sie ganz offen, lieber Herr Koninski! Wie hoch schätzen Sie das Kleinod?“

Der Pole nahm das Medaillon in die Hand und sagte lächelnd, indem er das seltsame Stück mit einer gewissen erkünstelten Gleichgiltigkeit hin und herwandte, ohne es jedoch aufmerksamer zu besehen: „Welchen Zweck hätte eine solche Schätzung, liebe Milka? Ihnen wäre mit einem so kleinen Betrage doch nicht gedient und ich würde mich Ihnen gegenüber schämen, den Pfandleiher zu spielen. Lassen wir das lieber. Ihnen zu dienen, macht mich ja zum glücklichsten der Menschen, darum sprechen Sie, schönes Kind — sagen Sie nur unverhohlen, wie viel — — — Ah!“

Das war ein Schmerzensschrei! Ludmilla, welche bei den letzten Worten des verliebten Polen das Gesichtchen verschämt zur Seite gewandt hatte, kehrte ihm jetzt rasch den Blick zu und fragte:

„Was haben Sie denn, Herr Koninski?“

„Ach — nichts. Ich wollte das Ding da öffnen, da fuhr mir's wie ein Nadelstich tief in den Finger, und doch sehe ich keine Nadel!“

„Wie unvorsichtig! Sie kannten doch die Devise: Keine Rose ohne Dornen!“

„Haha — es ist ja wahr! Aber diese Rose hat, wie es scheint, unsichtbare Dornen. Uf — wie das schmerzt! Der Finger, die ganze Hand ist mir wie taub davon geworden.“

„Ich glaube es gern — so ein Nadelstich kann ja sogar gefährliche Folgen haben!“

„Sie meinen? Ja, ja, ich entsinne mich selbst, einmal gehört zu haben — aber wie wird mir denn? Ich kann ja die Finger gar nicht bewegen, und auch die Zunge — wird mir so schwer —“

„Der Stich hat Sie erschreckt, lieber Herr Koninski, der Schmerz greift Ihre Nerven an, das kann so unmittelbar nach Tische unter Umständen sogar eine Ohnmacht geben.“

„Eine — Ohnmacht, meinen Sie? — Hm — wohl möglich! Mir wird ganz — dunkel vor den Augen — kaum — vermag ich noch — ein Glied zu rühren.“

„Ach, wie mir das leid thut! Wünschen Sie vielleicht ein Glas Wasser?“

„Danke, danke — es wird wohl — bald wieder — besser werden. Es ist ja — zu einfältig — haha! — Wenn ich nur wüßte — wo diese — verfluchte Nadel versteckt ist!“

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, Herr Koninski!“ sprach Milka, welche während dieser Szene die Augen von dem Spion nicht abgewandt hatte und seinen Zustand fortwährend mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtete. „Sehen Sie, da in dem Drücker, mitten in der Axe desselben, sitzt die Nadel. Sie versuchten, das Medaillon zu öffnen, der Drücker wich unter Ihrem Finger zurück, die Nadel blieb fest, und so drückten Sie sich den hervorgenen Dorn der Rose selbst ins Fleisch.“

„Dummer Spaß,“ lallte Koninski und sank schwer in den Stuhl zurück, mit unbeweglichen Gliedmaßen, das Auge starr auf Ludmilla gerichtet.

„Oh, gar kein Spaß, mein lieber Herr Koninski!“ fuhr diese mit dämonischer Ruhe fort, jedes ihrer Worte scharf und mit peinlicher Deutlichkeit betonend. „Denn sehen Sie, diese feine Nadel ist hohl; sie steht mit einem kleinen Gummischlauch in Verbindung, welcher im Innern des Medaillons verborgen ist. Durch den Druck auf den Knopf haben Sie diesen Schlauch zusammengepreßt und er ergoß seinen Inhalt durch die hohle Nadel in Ihr Blut! Und der Inhalt des Schlauches, mein bester Herr Koninski, war eine Dosis Curare — Sie wissen ja, jenes furchtbaren Pfeilgiftes der Indianer, das auch an russischen Spionen vortreffliche Dienste thut!“

Der Unglückliche, obwohl völlig regungslos, hatte jedes Wort verstanden. Seine Augen standen weit offen, der Mund war zu einem Angstschrei verzerrt, doch entrang sich der Brust nur ein kaum vernehmbares Stöhnen. Lachtäubchen weidete sich an dem Anblicke des Sterbenden, als wäre dieser nur eines jener erbarmenswürdigen Versuchsthiere, deren sie schon so manche mit diesem schrecklichen Gifte wehrlos gemacht und dann bei lebendigem Leibe bis auf die feinsten Nervenfasern untersucht hatte. Endlich trat sie an ihren Schreibtisch, holte aus demselben ein beschriebenes Blatt hervor und hielt dieses ihrem Opfer vor das brechende Auge. Es enthielt die Worte:

Spion.

Zum Tode verurtheilt und hingerichtet am 7. September 1875.
Im Auftrage des Exekutiv-Komitees.

Heute die Donnerstags-Beilage „Ulk“ Nr. 2.